

«Jugendliche sollen nicht gleich zu Beginn stigmatisiert werden»

Viele Schulabgänger haben Mühe, eine Lehrstelle zu finden. Zwischen den Ansprüchen von Schule und Wirtschaft bestehe eine grosse Diskrepanz, sagt Robert Roth, der sich um Menschen mit Startschwierigkeiten kümmert. In der Basler Job Factory bereitet er Jugendliche in einem marktwirtschaftlichen Umfeld aufs Berufsleben vor.

INTERVIEW
BENJAMIN STEFFEN

Herr Roth, Sie sind Mitbegründer der «Job Factory», einer Arbeitsfabrik. Was ist das?

ROBERT ROTH: In der Schweiz schaffen rund 50 000 Jugendliche, welche die obligatorische Schulzeit abgeschlossen haben, den Einstieg in eine Berufsausbildung nicht. Das Ziel der Job Factory ist es, solche Jugendliche in einem marktwirtschaftlichen Umfeld auf den Einstieg ins Berufsleben vorzubereiten. Zu diesem Zweck haben wir fast zwanzig Arbeitsfelder geschaffen. Wir bieten Jungen in unterschiedlichsten Bereichen Praktikums- und Arbeitsplätze an: Vom Küchenbau über Informatik und Liegenschaftsverwaltung bis zum Gitarrenbau. Zuletzt eröffneten wir ein Warenhaus, den Job Factory Store.

Sie spezialisieren sich auf Angebote für Jugendliche mit Startschwierigkeiten. Wie kamen Sie auf diese Idee?

Eigentlich ist sie mehr als 20 Jahre alt. Anfang der 80er-Jahre, zur Zeit der Jugendunruhen, wollten wir eine Tätigkeit für die Jungen der offenen Szene finden. Doch das Angebot wurde von Jugendlichen mit starken psychischen Problemen genutzt, woraus sich die geschützte Werkstatt Weizenkorn entwickelte. Inzwischen gehören wir in der Region Basel im Segment der geschützten Werkstätten mit den aus psychischen Gründen in ihrer Leistung eingeschränkten Menschen mit über 200 geschützten Arbeitsplätzen zu den grössten Anbietern.

Und was bewog Sie dazu, Ihre 20 Jahre alte Idee wieder aufzunehmen und eine Einrichtung für die «wilden» Jungen zu schaffen?

Diese Idee hatten wir eigentlich verworfen. Doch vor ein paar Jahren kamen Lehrer zu uns und sagten: «Wir bringen die Schulabgänger nicht mehr in die Arbeitswelt.» Viele Jugendliche seien mit der Schule fertig, aber die Wirtschaft nehme sie nicht – um eine Praktikumsstelle zu vermitteln, benötige es mitunter 500 Telefonate, vor allem, wenn der Geschlechtsname ungewohnt töne. Die Lehrerbaten uns, etwas zu unternehmen.

Und Sie dankten für die Anregung, die eine begrabene Idee wieder belebte?

Wir wollten uns über die Anfrage zuerst Gedanken machen, doch die Lehrer sagten, wir sollten uns zu viele Überlegungen sparen und schlicht die Jungen von der Strasse nehmen – egal wie. Uns war aber wichtig, dass die Jungen die ersten beruflichen Erfahrungen in einem wirtschaftlichen Umfeld machen, nicht in einer geschützten Werkstatt.

Wieso haben wir den Notstand, dass viele Schulabgänger und Jugendliche Mühe haben, eine Stelle zu finden?

Viele Firmen meinen, das Arbeiten mit Lehrlingen sei zu aufwändig und unrentabel – vor allem, wenn schulische Defizite aufzuarbeiten gebe. Doch ich sagte mir, dass es klappen muss, wenn wir die damit verbundenen Probleme gezielt angehen. Deshalb bieten wir den Jugendlichen nicht nur Praktikumsplätze an, sondern fördern sie auch mit Ausbildungsmodulen und einer individuellen Beratung. Diese Aufgabe nimmt die Stiftung Job Training wahr. Diese wird dank Leistungsvereinbarungen mit verschiedenen Arbeitsstellen staatlich mitfinanziert.

Was unterscheidet die Job Factory von der Stiftung Weizenkorn?

Die Job Factory ist keine geschützte Werkstatt, sondern befindet sich vollständig im Wettbewerb. Unser Funktionieren beruht auf ergebnis- und leistungsorientierter Einfüh-

rung in das Berufsleben – wir fordern von den Jungen Einsatz.

Weshalb zogen Sie das Projekt unter marktwirtschaftlichen Aspekten auf?

Jugendliche sollen nicht gleich zu Beginn des Berufslebens mit einem Sozialprogramm stigmatisiert werden. Wir wollten ein Instrument, das die Realität spiegelt und die Integration der Jugendlichen in den primären Arbeitsmarkt ermöglicht.

Wie viele junge Leute werden in der Job Factory auf den Einstieg in die Berufswelt vorbereitet?

Als wir das Projekt vor vier Jahren in Angriff nahmen, setzten wir uns die Schaffung von 120 Arbeitsplätzen zum Ziel. Diese Vorgabe haben wir erreicht. Seit dem Start des Projekts bis zum heutigen Tag haben 340 Jugendliche unsere Unterstützung beansprucht.

Doch eigentlich wäre es doch schöner, Sie müssten möglichst wenig Jugendliche beschäftigen?

Gewiss, aber solche Gedanken entsprechen nicht der Realität. Bevor wir die Job Factory starteten, hatten wir analysiert, ob das Problem der Jugendarbeitslosigkeit konjunkturabhängig sei. Doch wir kamen zum Schluss, dass es uns erhalten bleibt – angesichts der Globalisierung und des zunehmenden Drucks auf kleinere und mittlere Unternehmen. Zudem besteht zwischen den gegenseitigen Ansprüchen von Schule und Wirtschaft eine grosse Diskrepanz. Die Schule sagt der Wirtschaft: «Senkt die Ansprüche». Und umgekehrt heisst es: «Bringt uns bessere Junge.»

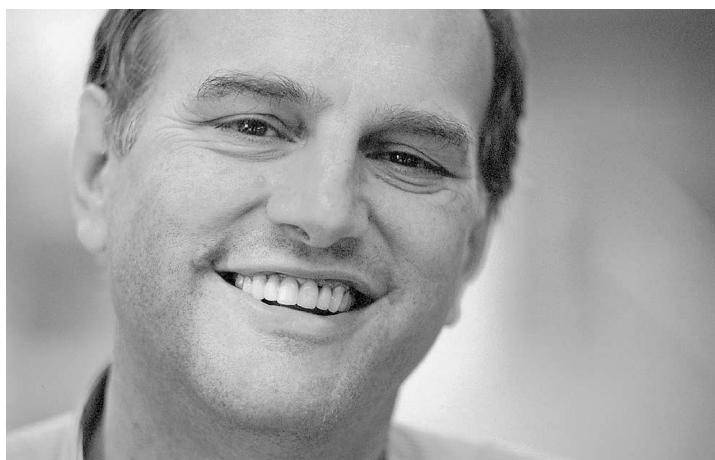
Sind die Jungen besser, wenn sie die Job Factory verlassen?

Wir versuchen, eine Kultur zu vermitteln, beispielsweise zuverlässig und pünktlich zu sein. Die Jungen können sich auch mit einem Zeugnis über eine Arbeitspraxis ausweisen und kennen ihre berufsbezogenen Neigungen. Gegen 70 Prozent der Jugendlichen, die ihr Praktikum bei uns beendet haben, konnten nach einer durchschnittlichen Verweildauer von rund einem halben Jahr eine ihnen entsprechende, positive Anschlusslösung finden.

Möchten Sie, dass die Job Factory schweizweit Nachahmung findet?

Unser Konzept macht vor allem in Agglomerationen Sinn – in kleineren Gegenden müsste das Projekt etwas anders gestaltet werden. Es ist eine Initiative von sozialen Unternehmern. Die Schweizer Unternehmer müssen verstehen, dass es sie braucht, damit die grösser werdenden sozialen Probleme gelöst werden können. Der Staat allein kann dies nicht.

Kontakt:
info@jobfactory.ch,
www.jobfactory.ch



Robert Roth: «Das Problem der Jugendarbeitslosigkeit ist nicht bloss konjunkturabhängig.»